

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 1 (1911)
Heft: 2

Artikel: Guggisberg [Schluss]
Autor: H.E.B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633117>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vers aus dem Schulbuch zum Spott hergesagt. Nicht um alles Geld in der Welt hätte er ihm nun eine Marke angeboten.

Als Hansli am obern Ende der Wendeltreppe die Tür aufschloß, die zu den Gefängnissen führte, entglitt dem Munde des Doktors ein Laut der Ueberraschung. Hier, natürlich — das war nichts Ungewöhnliches. Jeder Fremde ohne Ausnahme, und hatte er auch die blaue Grotte von Capri gesehen oder vom Nordkap aus das Nordlicht angestaunt, starrte einen Moment auf ein der Tür gegenüberliegendes Fensterchen, das in blutrotem Schein aus der dunkeln Wand leuchtete. Der blonde Herr zog den Bub am Arm. „Sag mal, was hat das Höllenfenster zu bedeuten?“

Nicht ein einziges Wort der Anerkennung oder der Bewunderung war bis jetzt über die Lippen der beiden Deutschen geflossen, nur spöttische Bemerkungen und schulmeisterliche Belehrungen führten sie im Munde, und doch war das Schloß so groß und stark, wie es kein zweites geben konnte auf dem ganzen Erdenrund. Die Räuber-Geschichte des Rinaldo Rinaldini, die er unlängst verschlungen, fuhr dem Bub jedesmal durch den Kopf, wenn er die roten Scheiben in der finstern Ecke glänzen sah und er versetzte ohne langes Besinnen, mit einem leisen Anflug von Trost: „Das ist die Folterkammer, und die darf ich nicht öffnen!“

„Aber der rote Schein, wo rührt der her?“ fragte der Doktor, mit dem Stöcklein auf die Scheibe hinielend.

„He, das Fenster, das kann man halt nicht mehr rein waschen, man sagt, es klebe das Blut der Unschuldigen daran, und wenn dann die Sonne in die Kammer scheint, so — so glänzt es vom Blut so rot.“

„Hast du den Schlüssel bei dir?“

„Nein, ich habe ihn unten gelassen, weil ich ja doch nicht auf tun dürfte.“ Hansli schritt behende davon, die zwei

Holztreppen hinan in den Turm, während die Herren, langsam folgend, einen lebhaften Wortwechsel führten. Es war ein strahlender Sommertag, der Himmel tiefblau und wolkenlos, soweit das Auge zu schauen vermochte. Der Professor setzte sich in eine der steinernen Nischen der Rondelle, den Blick auf die Berge gerichtet und sagte lange kein Wort. Das Haupt hatte er entblößt. Die Haare fielen in schönen langen Strähnen in den Nacken und die feinen weißen Hände lagen auf dem Steingefimse. Nun winkte er den Kameraden, der mit dem Kopf schon durch alle sechs Fenster gefahren war, zu sich. „Das Schönste vom ganzen Schloß ist die Aussicht. Ich kann mir nichts Feineres denken, als den Blick auf das Aarebassin und auf die Blümlialp. Sehen Sie nur, wie herrlich sie leuchtet, die marmorne Burg!“ Hansli stand immer noch an der Treppe in Gedanken in die finstern Räume des Archivs versunken und dachte wieder an seine Markensammlung. Nun schlugen die Worte des deutschen Gelehrten an sein Ohr.

„Ich habe schon oft gehört und gelesen,“ fuhr dieser weiter, „daß man das Oberland die Wistinstube des Kantons Bern nennt, gewiß eine hübsche Vergleichung, nur sagt sie nicht genug. Da reisen jährlich so viele um teures Geld ins Land der Ägypter und traben auf einem magern Eselchen durch den Wüstenand, um die Pyramiden zu bestaunen. Gibt es irgendwo eine kühnere Pyramide als den Riesen, gegen den sie alle, auch die größten, doch nur Maulwurfs-haufen sind! Was für ein stolzer Riesenkegel, dieser Berg! Bis in den Grund des Sees scheint sich die Spitze seines Schattens zu senken. Und das träumende Wasser, wie sein Spiegel flimmert und silberne Funken wirft! Wundervoll!“

„Wundervoll!“ wiederholte der Doktor.

(Schluß folgt.)

Guggisberg.

(Bärndütsch, als Spiegel bernischen Volkstums. Von Emanuel Friedli III. Band: Guggisberg. Verlag von A. Franke in Bern.)

Von Dr. H. E. B. — (Schluß.)

„Guggisberg“ ist eines der Prachtwerke, die schon durch ihre Ausstattung Genuß bieten. Die Illustrationen (189 Text- u. 17 Einschaltbilder) sind originell und sprechen über Art und Weise des Guggisberger, im weiteren Sinne des Schwarzenburger-Völkchens und seines Landes eine beredte Sprache. Bald zieht uns das Künstlerische der Abbildung an wie bei den zahlreichen Farbendruck und Lichtdruck nach Originalen von R. Mürger, W. Gorgé und F. Brand, bald erfreut uns das Originelle und Charakteristische der photographischen Aufnahmen, die durchwegs kunstgeübte Autoren verraten (Dr. E. Hegg, F. Bürki u. a.), oder wir studieren auch mit Interesse die instruktiven Skizzen und Zeichnungen von F. Brand und E. Hostettler, die Gerätschaften und ihren Gebrauch veranschaulichen oder Zimmerausstattungen und Beispiele bäuerlicher Kunst darstellen.

Daß die Illustrationen nur Beigaben zum Text sind und erst durch diesen vollen Wert erlangen, ist bei einem solchen Buche selbstverständlich.

Trotz ihres klaren, durchsichtigen Aufbaues sind Friedlis Bücher keine leichte Lektüre. Ein ungeheurer Stoff — der Sprachenschatz eines Völkchens — ist auf engem Raum zusammengedrängt. Um die Darstellung zusammenhängend zu machen, mußte der Verfasser einen Text komponieren, der die Dialektausdrücke herbeizog, in logischen Zusammenhang mit dem Vorauszugehenden brachte, ihre Bedeutung umschrieb und wiederum Anknüpfungspunkte bot für das Nachfolgende. So entstand ein etwas gezwungener und schwerfälliger Stil. Immerhin sind viele Stellen zu finden, die sich wie epische Darstellung lesen und genießen lassen. Das Bestreben des Verfassers, ein Volksbuch zu schaffen, ist unverkennbar und lobenswert.

Um zu zeigen, wie Friedli nach epischer und darum reizvoller volkstümlicher Darstellung strebt, geben wir nachstehend einige Textproben wieder.

Beleidung.

„Au hui, umhi z'blutte Füße!“ Ein Knirps jubelt's an schönem Maitag laut heraus und hüpf auf der Gasse wie ein Zicklein. Da begegnet

ihm der Pfarrer. Es setzt eine kleine Verblüffung ab, die aber alsbald frohmütiger Fassung Platz macht. „D'r Alt het glüit, i töörff i z'blutte Füesse gaa“. „Ja, das ist ganz schön u g'fund darzue“. „Jää, Herr Pfarrer, warum glüit du de nid oo z'blutte Füesse?“. Die Verblüffung war am Pfarrer; der Kleine behielt das letzte Wort

„Auf leisen Sohlen“ gehen also reiche wie arme Guggisberger Kinder den ganzen Sommer, um allerdings darnach ihren Hausge-
nossen umso derbere Dhrenweide zu bieten. Denn den ganzen langen Herbst und Winter tschugglet, troglet, tröglet das muhi ganz g'hörig i de Holzschuehne oder de „Holzbüde“ mit dem vom Hausvater oder aber vom Tschuggemacher aufgenagelten Ober-
leder. Tschugge, Schugge, Schuggle, Schlaagitschuggle, Trogle, humoris-
tisch Ladebottine lautet der Syno-
nymenschatz für diese Polsterinstru-
mente

In der Stube.

„S ist acht! Unnerchi mit böch, über Ort, su müit er am Morgen auf! Dem Kommando der Mutter und den passigen Ergänzungen des Vaters: Schlaafet wi n e Rone (Baumstrunk)! Schlaafet rund, su mögit er am Morgen auftroole! — folgt unweigerlich die Tat. Die zehnjährige Größte der siebenköpfigen Kinderchar entkleidet den Kleinsten, und fort geht's i d's Gutschi, spaßhaft: i d'Chruga oder z'Sädel. Ehemals hieß es auch hier im guten alten Wortsin i d's Näst. . . . Der Nästbüß kommt in die Wiege: d'Waagla, welche freilich im Grund ihren Namen nicht mehr verdient . . . Zu ihrer Schlafenszeit bestiegen auch die Erwachsenen ihre Bettenei, der Hausvater allein oder fällt zweit den Bettchare. Der ist nach allen drei Dimensionen bemerkenswert. Zunächst hinsichtlich der Breite: er ist nicht iischleefperig, sondern zwischleefperig, welches Attribut man in weitverbreiteten Spässen auch auf andere Gegenstände überträgt. Zwischleefperig ist z. B. auch ein Regenschirm, der zwei Personen Unterstand bietet . . . Sodann hinsichtlich der Höhe: der Bettchare reicht mit dem Oberbett bis fast an die Zimmerdecke“

Friedlis Aufmerksamkeit entgeht keine volkstümliche Redeweise. Er weiß sie geschickt in seine Darstellung zu verflechten: Er spricht vom Familienleben und speziell vom Wiederverheiraten der Verwitweten, das in früherer Zeit noch als Schande angerechnet wurde.

„Das schließt nicht aus, daß umgekehrt e geebi oder gäbegi Witwa, e g'reuti Wittfrau, es g'luftigs iinnähmigs Wittfraueli nach legaler Trauerzeit durch einen G'luftbis si guet laaf tröfte, und daß ein zweimal „Verlassener“ die dritte Heirat rechtfertigt: „So lang üsa Herrgott nimmt, nimen i oo Hierzu (zur Heirat im richtigen Alter) sagen auch die immer schwierigeren wirtschaftlichen Verhältnisse ihr Wort und lassen das Heiraten um jeden Preis mit dem Tadel und Spott belegen: Es n ieders Brambereli wollt o n e Maan haa. We's numa höselet, göb wi n es pföselet.“

„Ha's o so g'macht, wi anner Lüt,
Ha Hochzit g'häbe z'rächter Zit:
Wi Frau ist sibeächni g'fi,
Un i exatt su alt wi fü.“

„Nur zögernd wird also die richtige Bauerntochter dem Beborzugten, wa jiz ma choo (der seinen Rivalen überholt), gestatten, daß er mehr und mehr vor der Welt Augen zue 'ra chunnt, und sich mit der Frage vertraut machen: Was siiten i ächt, wenn er mi fraagti? oder: wenn er mi hüüschti? Würde ich ihm der Abschlag gää? Die

vom richtigen Bauernsohn doppelt reiflich überlegte Frage wird gewagt, und 'fisch nid nüt g'fi. Der Zifiler erseht mittelst Aufgebot im „Truckli“ das ehemals kirchliche verchünte, und nun wird füürg'fahre oder furtg'fahre: g'hochzitet, i d's leng Jahr 'dinget. Dabei wird bei Reich wie Arm mit dem Hochzit g'his großes Wäse g'macht. Der reichste Guggisberger führte um 1880 am Vormittag eines sehr schönen Frühlingstages seine ausgezeichnete Gattin heim und het am Nachmittag mit ere Mist zerschlage“

Was ein Schaffscheid (Schaaffschid) ist, wird man einen jungen Stadtberner umsonst fragen. Die Schafferden verschwinden allgemach aus unseren Bergen. Mit ihnen auch der Tag der Zuteilung der Schafe an ihre Besitzer, wenn sie von den Alpen heruntergestiegen sind. Wie dieses Volksfest — ein Mädchen erklärte im Konfirmationsunterricht, der Charfritig, d'Ofteri u der Schaaffschid seien die drii hövöste

(höchsten) Tage im Jahr — aussah, lesen wir mit allen Einzelheiten in Friedlis Buch.

Es würde zu weit führen, wollten wir alle Stellen zitieren, die uns besonders interessiert haben. Das Kapitel Kunstübungen sparen wir am liebsten zu einer späteren gesonderten Behandlung auf, so viel Neues ist uns dort entgegengetreten. Hier finden wir Antwort auf die Frage, wie es sich wohl mit dem Liebespaar des berühmten Volksliedes verhalte, dem Breneli ab em Guggisberg und dem Simes Hansjoggeli änet em Berg.

Mit Interesse vernehmen wir, daß eine „währschafte“ Guggisberger-Bäuerin, Frau Elisabeth Leuthold-Wenger, ein größeres Theaterstück schreibt mit dem Titel „Breneli“, das eine ganz gediegene literarische Leistung zu werden verspricht.

Wir schließen hier die flüchtige Durchsicht des inhaltsreichen Buches ab mit dem Wunsche, es möchte den Weg ins Volk hinaus finden. Wie kaum ein anderes Propagandamittel der Heimatschutzbewegung müßte es da den Leuten den Sinn für das Echte in Sprache und Kunst, Lebenshalt und Lebensführung zurückgeben. Wir stehen gegenwärtig noch in der Zeit des raschen und rücksichtslosen Aufbaus. Aber wir hoffen auf eine Zeit des ruhigen, überlegten Ausbaus. In dieser Zeit mögen Friedlis Bücher erst völlig geschätzt und gewürdigt werden.



Hittels Christi: Gemeinderatspräsident Zbinden.
(Aus „Guggisberg“ von Emanuel Friedli. Verlag von A. Franke, Bern.)





Guggisbergs älteste Ansiedlungen an der Westseite: von Guggersbach aufwärts links übereinander die abterrassierten Hausstätten von Gellsmatt, Schneitenacher, Hattematt, Stöschacheren zur Guggisberg-Höhe; rechts hinauf bis zum Cürli. — Aus „Guggisberg“ von Emanuel Friedli, Verlag von A. Francke, Bern.)

Zur Lebensmittelteuerung.

In dem Hungerjahre 1816/17, das nur zu kurz auf die napoleonischen Kriege folgte, war der Boden zur Zeit der Kartoffelernte vom Regen so sehr durchnäßt, daß man sich beim Graben der Knollen auf Bretter stellen mußte, um nicht in die Erde einzusinken. Die Erdäpfel selber waren zum größten Teil verfault. Im Frühjahr 1847 galt das Maß Kartoffeln einen Neutaler, das macht nach unserm heutigen Gelde ungefähr 30 Fr. für 100 kg. Ein armer Weber von Grismil klagte in meinem großelterlichen Hause unter Tränen, daß er auf dem Langenthaler-Markt für diesen Preis nicht einmal welche habe erstehen können, um den Hunger seiner sieben Kinder damit zu stillen. Beim Mittagessen aß der Mann nicht nur die ihm vorgelegten Kartoffeln samt der Rinde, sondern verzehrte auch noch die „Schindti“, welche auf dem Tischtuche lag. Diese ärmliche Speise war das erste, was er an jenem Tage zu essen bekommen hatte. Gleich schlimm stand es in beiden Jahren auch mit den Brotfrüchten. So erzählte mir meine Großmutter.

Daß unser vergangenes Jahr nicht auch zu einer solchen Hungerszeit wurde, verdanken wir unsern Verkehrsmitteln; seit dem Bau der Eisenbahnen vollzieht sich der Austausch aller Erzeugnisse mit Leichtigkeit, und wenn wir gegenwärtig Kartoffeln auch in der Stadt für 10 bis 11 Fr. erhalten, d. h. für etwa den 1½fachen, höchstens den doppelten Mittelpreis dieses Nahrungsmittels, während er 1847 das 6—7fache ausmachte, so ist dieser Unterschied auf Rechnung der Einfuhrsmöglichkeit zu setzen.

Wie leicht das vergangene Jahr ohne die Verkehrsmittel eine eigentliche Hungerkatastrophe hätte bringen können, möchten wir durch die folgende graphische Darstellung der Sauserausfuhr aus den weinbautreibenden Gegenden der Schweiz veranschaulichen. Der Export des Jahres 1908 ist

für jeden Kanton gleich 100 % gesetzt. Eine einigermaßen normale Weinernte hatte somit letzten Herbst einzig der Kanton Wallis mit seinem ausgesprochen trockenen Klima, während in den übrigen Kantonen zusammen genommen bloß 2,6 % des Quantums von 1908 ausgeführt wurde. (Die Exportzahlen wurden Nr. 532/1910 des „Bund“ entnommen.)

